



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Majorität des gegenwärtigen Reichstags entschlossen ist, auf dem Gebiete der Socialpolitik die unleugbar nothwendigen Reformen zu vollziehen, ohne jedoch die Grundlagen der bestehenden Gesetzgebung zu verlassen. Und die entschieden abwehrende Haltung, welche die Majorität allen reaktionären Gelüsten gegenüber nach dieser Seite hin angenommen, hat sie auch Angesichts der gegen die bisherige Handelspolitik gerichteten Agitation bewährt. In beiden Beziehungen ging sie prinzipiell mit der Reichsregierung zusammen; daß sich dies Einverständniß im Punkte der Handelspolitik im untrennbaren Zusammenhange mit einer Meinungsverschiedenheit über eine Opportunitätsfrage dokumentirte, ändert nichts an der Sache selbst. Das Ergebnis, welches auf diese Weise erreicht worden, ist freilich ein vorzugsweise negatives. Die chaotische Unsicherheit, welche Anfangs herrschte und zu ernstester Besorgniß berechtigte, ist beseitigt, die Bahn für positives Schaffen ist frei. Damit kann man aber vorläufig zufrieden sein. Zu wünschen ist nur, daß die von der Regierung nunmehr auszuarbeitenden Gesetzentwürfe sich im Großen und Ganzen innerhalb der Linien halten, durch welche nach den Verhandlungen der abgelaufenen Session der Boden für eine erspriessliche Reformarbeit bezeichnet wird.

Literatur.

Darwin und die Sprachwissenschaft. Von Joseph Kuhl. Leipzig und Mainz, A. Lesimple's Verlag, 1877.

Zweck dieser geistvollen und auf guter Kenntniß des Gebietes der hier erörterten Fragen beruhenden kleinen Schrift ist, nachzuweisen, daß die Sprachwissenschaft, indem sie sich auf Darwin berief, auf einen Irrweg gerathen ist. Die acht Kapitel des Buches gehen von der Frage aus, ob es eine Ursprache des Menschengeschlechts gegeben habe, die entschieden bejaht wird. Dann zeigt der Verfasser, daß und weshalb die Spuren dieser Ursprache in den heutigen Sprachen nicht nachgewiesen werden können, und zeichnet die Grundzüge der Sprachentwicklung, indem er dabei immer auf die von Darwin für die Entwicklung der organischen Welt vorgebrachten Beweismittel Bezug nimmt. Von besonderem Interesse ist die Art, wie Herr K. dem sprachlosen Urmenschen Hückel's den Garaus macht. Angesichts der Verschiedenheit der auf dem Erdenrund gesprochenen Idiome schien es unmöglich, die Spuren eines Urquells zu entdecken, aus dem sie alle geflossen. Zwar gelang es, die große Masse der Sprachen nach den Kontinenten und Racengebieten in Zusammen-

hang zu bringen, die verwandten zusammenzustellen. Aber die Brücken zu finden, die aus dem einen Sprachgebiete in das andere führten, schien schlechterdings ausgeschlossen, und so leugnete man jede Möglichkeit einer ehemaligen Sprachgemeinschaft aller Menschen. Da trat Darwin mit seiner neuen Begründung der Descendenzlehre auf, deren nothwendige Konsequenz die Einheit des Menschengeschlechts in Bezug auf Art und Ursprung ist: die Racen können nach ihm nicht ebenso viele Arten von Menschen im naturwissenschaftlichen Sinne bezeichnen, und die Menschheit muß an einer bestimmten Stelle ins Leben getreten sein. Infolge dieser Erkenntniß kam die Sprachforschung mit ihrem negativen Ergebniß ins Gedränge. Da that Häckel den kühnen Griff, den „sprachlosen Urmenschen“ zu erfinden, der von Sprachforschern wie Friedrich Müller und Schleicher acceptirt wurde, aber eine durch nichts gerechtfertigte Hypothese ist.

Bei der Vergleichung der Sprachen nämlich offenbart sich ein stufenweiser Fortschritt zum Höheren. Diese Stufen heißen Isolirung, Agglutination und Flexion. Bei der Flexion, welche nur die Sprachen der Arier und Semiten kennen, unterscheiden wir als Theile der Rede die Wörter und in diesen Stamm und Endung. Der Stamm gibt die Bedeutung an, die Endung, ursprünglich auch ein selbständiges Stamm- oder Wurzelwort, sagt, in welcher Funktion der allgemeine Begriff in dem betreffenden Satze auftritt. In den agglutinirenden Sprachen, zu denen das Baskische, Finnische, Magyarische und Türkische sowie die Idiome der meisten farbigen Völker in Asien, Afrika, Amerika und Polynesien gehören, werden die Beziehungslaute nur lose angefügt, sodaß sie nicht zur Worteinheit verschmelzen. Die isolirenden Sprachen, das Chinesische und die Mundarten Hindierindiens, machen keinen Unterschied zwischen Bedeutungs- und Beziehungslauten, da sie nur einsilbige Wurzeln haben, welche gleichwerthig und unverbunden neben einander gestellt werden, wobei die Beziehung durch die Stellung bezeichnet wird. Diese Sprachen stehen der Urgestalt menschlicher Rede am Nächsten. Denn aus einsilbigen Lautkomplexen muß die Sprache der ersten Menschen bestanden haben. In der Mitte stehen die agglutinirenden Sprachen, die wie ein Versuch aussehen, durch die Fixirung von Beziehungslauten zur Worteinheit, d. h. zur Flexion zu gelangen, ein Versuch, welcher in der höchsten Stufe, der unsre Sprachen angehören, gelungen ist. Die Sprache ist also geworden, sie ist die allmähliche Errungenschaft des menschlichen Geistes. Sie muß folglich ganz ebenso wie die Welt der Organismen ihre Descendenzlehre haben: die flektirende Sprache muß einmal auf der ersten, dann auf der zweiten Stufe der Entwicklung gestanden haben.

Wo aber ist dieser Stufengang durchgemacht worden? In keinem der

Länder, die jetzt den Völkern zur Wohnstätte dienen, ist eine solche Weiterbildung der Sprache zu entdecken. Die Chinesen stehen, obwohl sie es sonst zu nicht geringer Bildung gebracht haben, in Betreff der Sprache noch auf der untersten Stufe. Von der Masse der agglutinirenden Sprachen hat sich keine im Laufe der Zeiten zur Flexion erhoben, trotzdem, daß manche der Völker, die sie sprachen, in äußerst günstigen Verhältnissen gelebt haben und noch leben. Kommen wir endlich zu unseren Sprachen, so ist mit voller Bestimmtheit nachzuweisen, daß keine derselben in dem Lande, wo sie gesprochen wird, aus einer isolirenden oder agglutinirenden zur flektirenden geworden, ja daß keine in diesem Lande entstanden ist. Ihr Urquell floß vielmehr am *Oxus*, und dieser kommt vom *Hindukusch*, unsrer wie aller Menschen Urheimath.

Wir werden also zu dem Schlusse getrieben, daß die Sprache sich in der Urheimath der Menschen nicht etwa nur in rohen Anfängen, sondern schon bis zur Flexion ausgebildet hat. Die Absonderung der Menschheit von dort erfolgte allmählich und in der Weise der Wellen, welche der fallende Stein im Wasser erzeugt. Die ältesten Absonderungen nahmen aus dem Urlande die roheste Form der menschlichen Rede mit, den Behelf der Isolirung. Auf der Wanderung erstarrte die Sprache, und als in den neuen Wohnsitzen der Stamm, das Volk erwuchs, hatte sie bereits ihren festen Typus erlangt, an dem nun äußere Mittel, der günstige Wohnplatz und die infolge dessen gestiegene geistige Reife wohl bessern und verschönern, nicht aber den Trieb zur Weiterbildung aus der Isolirung in die Agglutination und Flexion entflammen konnten. Im Urlande entwickelte sich inzwischen die Sprache ganz allmählich, nicht etwa plötzlich, zur agglutinirenden Weise, und die Menschenwelle, die sich jetzt von dort ausbreitete, trug diese Redeweise in alle Länder der Erde, bis nach Amerika und Australien, wobei die erste nicht so weit gegangene Absonderung (das wohlverwahrte China ausgenommen) unterdrückt wurde. Endlich folgte die dritte Völkerwoge, nachdem am *Hindukusch* die Grundlage zur Flexion gelegt war: zuerst die Semiten, dann die Arier. Diese verirrten sich nicht planlos über die Erde wie ihre Vorgänger und in Länder, die jeden geistigen Aufschwung wohl zu unterdrücken, nicht aber zu fördern vermögen, sondern fanden die gute Straße, die vom *Hindukusch* durch die Länder der gemäßigten Zone nach Westen führte; die Semiten füllten Vorderasien und das nördliche und östliche Afrika, die Arier nach ihnen die Kette der Länder, welche vom Ganges bis zum Atlantischen Meere reicht.

Häkel und die mit ihm gehenden Sprachforscher mögen versuchen, die Thatsache, daß Neger und Australier, diese tiefgesunkenen Glieder der Menschheit sich bis zur zweiten Stufe, der Agglutination, emporgearbeitet haben, während

die in ihrer Art hochgebildeten Chinesen über die unterste nicht hinausgekommen sind, anders als der Verfasser unsrer Schrift zu erklären. Können sich die Sprachen Australiens, welche durchaus nicht roh und grammatisch arm sind, in den heutigen Wohnsitzen der sie sprechenden Stämme gebildet haben? Da, wo der Mensch der Natur so vollständig unterlegen ist, daß er, jeder Kultur baar, dem Thiere oft ähnlicher sieht als dem Menschen? Gewiß nicht. Die Sprache, die dort entstanden wäre, hätte sich kaum über thierische Lautäußerungen beträchtlich erheben und sicher nicht die isolirende Form der Sprachentwicklung überwinden können. Ihre Sprache haben die Australier aus besserem Lande, besserer Vergangenheit mitgebracht, und niemand wird behaupten dürfen, daß diese bessere Vergangenheit sich in Australien abgespielt habe; denn dann sähe man ja nicht ein, warum es schlechter geworden und warum alle Spuren der eingebüßten Herrlichkeit so gänzlich verschwunden sein sollten. Und wollten wir selbst dies annehmen, so entstände sogleich die andere Schwierigkeit in der Frage: warum hat sich denn nicht in diesen früheren, besseren Verhältnissen die Sprache regelrecht gleich bis zur Flexion fortgebildet? und wir hätten abermals nur die Antwort: weil die Sprachentwicklung im Urlande zu der Zeit, wo die Urväter der Australier abgezogen, noch nicht bis zur Flexion gediehen war. Denn wäre dies der Fall gewesen, so würden die Australier heute eine flektirende Sprache reden, da keine Sprache in die niedere Art zurückfallen kann. Gab es je einen „homo alalus Haeckelii“, so könnte er nur in der Urheimath gelebt haben, aber hier schon müßte er sprechend geworden sein, bevor die Menschheit „in Racen auseinander ging“, und damit ist ja der sprachlose Urmensch im Sinne Häckel's und Julius Müller's mit allen an ihn geknüpften Folgerungen beseitigt.

Perles de la Poésie française contemporaine. Sneek, H. Pijtersen T. fils.

Eine Anzahl lyrischer Poesien von Bourget, Coppée, d'Hervilly, Victor Hugo, Lecomte de Lisle, Lemoyne, Merat, Sieffert, Soulayr, Prudhomme, Theuriot, Ricard, Déroulede, Pailleron und Grenier, einige recht hübsche Sachen darunter, zum Beispiel das allerliebste Gespräch „Novembre“ von André Lemoyne S. 144, aber nichts von erstem Range, dagegen ziemlich viel vom dritten. Wie bei uns scheint auch in Frankreich gegenwärtig die Dichtung nur Mittelgut hervorzubringen. Die Ausstattung des 333 Seiten starken Bändchens ist recht geschmackvoll.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
 Verlag von **F. E. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Güthel & Herrmann** in Leipzig.